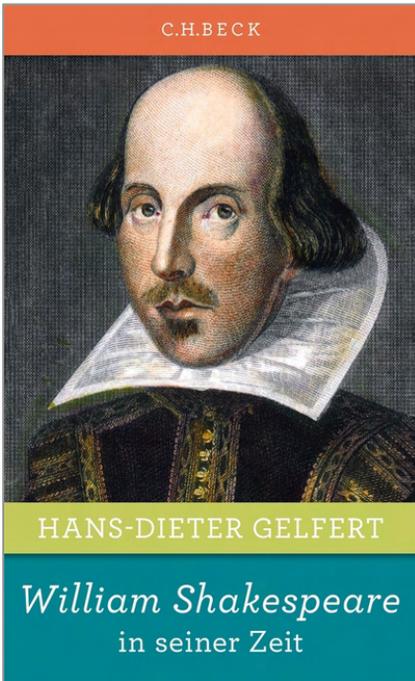


Unverkäufliche Leseprobe



Hans-Dieter Gelfert
William Shakespeare in seiner Zeit

471 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-65919-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13059084>

Wer schuf Shakespeares Werke?

Shakespeare (Will), ein englischer Dramaticus, geb. zu Stratford 1564, ward schlecht auferzogen und verstand kein Latein, jedoch brachte er es in der Poesie sehr hoch. Er hatte ein scherzhaftes Gemüthe, kunte aber auch sehr ernsthaft sein und excellierte in Tragödien.

Dieser Eintrag in Menckens *Gelehrten-Lexikon* von 1715 hatte nicht erwarten lassen, dass 44 Jahre später der kluge Lessing den Dramaticus mit dem scherzhaften Gemüthe zum Vorbild für die dramenschreibenden Zeitgenossen erklären und die deutschen Klassiker und Romantiker ihn bald darauf wie einen Gott verehren würden. Seitdem strahlt sein Stern mit unverminderter Helligkeit am literarischen Himmel der Deutschen, und er ist noch immer der meistgespielte Autor auf unseren Bühnen. In England war und ist es nicht anders, nur dass dort die Verehrung gleich nach dem Tod des Dichters eingesetzt hatte, wie das Sonett John Miltons beweist. Seitdem hat sich die kritische Beschäftigung mit ihm zu einer wahren Industrie entwickelt, an der die Deutschen beträchtlichen Anteil hatten.

Hierzulande widmet die 1865 gegründete mitgliederstarke Shakespeare-Gesellschaft dem Dichter noch heute alljährliche Tagungen mit Abhandlungen, die in einem Jahrbuch gesammelt herauskommen. Das alles machte den Elisabethaner schon im 19. Jahrhundert zum besterforschten unter den älteren Dichtern der Weltliteratur. Da ist schwer zu begreifen, dass 1857 die Amerikanerin Delia Bacon glaubte beweisen zu können, dass die Werke Shakespeares nicht von dem in Stratford geborenen Schauspieler dieses Namens stammen, sondern von einem zu seiner Zeit berühmteren Zeitgenossen, dem Philosophen und Lordkanzler Francis

Bacon, was vor ihr, nach einer mündlichen Überlieferung, bereits 1785 der Pfarrer James Wilmot vermutet haben soll. Ihre verworrene Beweisführung wurde ein Jahr später von William Henry Smith sehr viel schlüssiger fortgeführt. Bei Delia Bacon, die später im Irrenhaus endete, konnte man noch annehmen, dass ihr eigener Name sie zu der Theorie verführte. Doch danach wurden immer neue Kandidaten als Autoren vorgeschlagen, und berühmte Geister reihten sich unter die Zweifler ein, die nicht glauben wollten, dass die gedankenreichsten Dramen der Weltliteratur von einem Schauspieler aus der Provinzstadt Stratford stammen sollten. Inzwischen ist die Liste der vermeintlich «wahren» Verfasser von Shakespeares Werken auf über sechzig angewachsen, und es kommen weiter neue Kandidaten hinzu. So hob die Literaturwissenschaftlerin Brenda James zusammen mit dem Historiker William D. Rubinstein in ihrem Buch *The Truth Will Out. Unmasking the Real Shakespeare* (2005) den bis dahin nahezu unbekanntenen Henry Neville auf den Schild. Drei Jahre später glaubte Brenda James, ihre Theorie im Alleingang durch die Aufdeckung eines vermeintlichen Geheimcodes in der Widmung zur Erstausgabe von Shakespeares Sonetten untermauern zu können. Noch jüngeren Datums ist Dennis MacCarthys 2011 publizierte Theorie, wonach Sir Thomas North, den man bis dahin nur als den Übersetzer Plutarchs kannte, der wahre Shakespeare sei.

Bereits 1922 hatte sich ein *Shakespeare Authorship Trust* gegründet, der dieser Debatte bis heute ein Forum bietet. Bisher haben nur zwei Kandidaten breitere Fürsprache gefunden: Christopher Marlowe und Edward de Vere, der 17. Graf Oxford. Für Marlowe plädierte erst kürzlich der deutsche Medizinprofessor Bastian Conrad in seinem 704 Seiten starken Buch *Christopher Marlowe: Der wahre Shakespeare* (2011). Da dieser Dichter nach damaliger Aktenlage am 30. Mai 1593 bei einem Streit um eine Wirtshausrechnung erstochen wurde, musste erst einmal erklärt werden, weshalb er danach unter einem Pseudonym weiterlebte. Angesichts lückenhafter Daten gibt es für Spekulationen natürlich immer Anhaltspunkte; und Conrad ist nicht der Erste, der eine Lanze für Marlowe bricht, er tut es nur mit mehr Aufwand als seine Vorgänger. Soweit sich seine Detektivarbeit auf Zeitgeschichtliches bezieht, klingt manches plausibel, doch sobald man die unter Shakespeares Namen kursierenden Werke mit denen vergleicht, die zu Marlowes Lebzeiten unter dessen

Namen erschienen waren, bricht die Verschwörungstheorie wie ein Kartenhaus zusammen. Stilistisch liegen die beiden so weit auseinander wie Michelangelo und Leonardo in der Malerei, wie Beethoven und Mozart in der Musik und wie Schiller und Goethe in der deutschen Dichtung. An Sprachkraft stand Marlowe Shakespeare nicht nach, doch ihm fehlte alles, was diesen darüber hinaus auszeichnet. Nirgendwo in Marlowes Werk gibt es einen Anflug von Humor, während Shakespeare mit Falstaff und seinen Komödien zu den Großen auf diesem Felde zählt. Auch bei den Frauengestalten findet man bei Marlowe nichts, was den Vergleich mit Shakespeare aushält. Marlowe mag als Absolvent der Universität Cambridge gebildeter gewesen sein, und seine an Machiavelli orientierten Bühnenhelden lassen ihn moderner erscheinen, doch das menschliche Spektrum seiner Figuren ist viel begrenzter als das des shakespeareschen Personals. Nur eine kunstblinde Betrachtungsweise kann in Shakespeares Werken die Handschrift Marlowes entdecken.

Die größte Anhängerschaft von allen Shakespeare-Kandidaten hat Edward de Vere, der 17. Graf Oxford. Seine Fürsprecher geben sogar eine eigene Zeitschrift heraus, in der sie ihre «Forschungsergebnisse» austauschen. Auch hierzu hat ein Deutscher, der Germanist Kurt Kreiler, erst kürzlich ein mit großer Gelehrsamkeit recherchiertes Buch mit dem Titel *Der Mann, der Shakespeare erfand: Edward de Vere, Earl of Oxford* (2009) beige-steuert. Den Anfang hatte Thomas J. Looney mit seinem Buch *Shakespeare Identified* (1920) gemacht. Es wäre zu erwarten gewesen, dass schon Looneys Nachname, der «Spinner» bedeutet, seine Theorie der Lächerlichkeit preisgeben würde. Doch sie fand danach so zahlreiche Anhänger, dass diese sich zu einer Organisation zusammenschlossen, gefördert vom Grafen Burford aus der Familie de Vere. Zu den Hauptvertretern der Theorie zählen der Amerikaner Joseph Sobran mit seinem Buch *Genannt Shakespeare. Die Lösung des größten literarischen Rätsels* (2002; englische Ausgabe 1997) und der Deutsche Walter Klier mit dem Essay *Das Shakespeare-Komplot* (1994), den er 2004 in erweiterter Form unter dem Titel *Der Fall Shakespeare. Die Autorschaftsdebatte und der 17. Graf von Oxford als der wahre Shakespeare* herausbrachte. Aus der Feder des Grafen Oxford sind unter seinem richtigen Namen nur einige Gedichte erschienen, so dass der stilistische Vergleich schwerer als bei Marlowe zu führen ist. In einer zeitgenössischen Quelle werden ihm auch Komödien zugeschrieben, doch ist

von keiner ein Text überliefert. De Vere war ein hochgebildeter Mann, und seine Verse sind von achtbarer Qualität, doch nichts darin verrät auch nur einen Funken von Originalität und Genie. Im Übrigen starb er bereits 1604, bevor nach breitem Konsens der Wissenschaft Shakespeares gewichtigste Tragödien überhaupt geschrieben wurden. Das zwingt die Zweifler dazu, die gesamte, von einer zweihundertjährigen Forschungstätigkeit immer wieder überprüfte Chronologie der Werke über den Haufen zu werfen.

Vom Grafen Oxford ist übrigens eine pikante Anekdote überliefert. Der Büchersammler John Aubrey (1626–97) hatte unter seinen Papieren über 400 auf Hörensagen beruhende biographische Skizzen über Personen des 16. und 17. Jahrhunderts hinterlassen, die 1898 als *Aubrey's Brief Lives* herausgegeben wurden. Dort ist zu lesen, dass dem Grafen Oxford, als er sich vor Königin Elisabeth verbeugte, ein Furz entfahren sei, worauf er sich aus Scham sieben Jahre lang vom Hofe fernhielt. Als er dann wieder erschien, habe die Königin ihn mit dem Satz begrüßt: «Den Furz hatte ich bereits vergessen.» Es ist eine Anekdote, die wie alle Anekdoten auf schwachen Füßen steht. Doch immerhin wurde sie weitererzählt, während es keinerlei Zeugnis über Oxfords Autorschaft der Shakespeareschen Dramen gibt.

Wer einen anderen «wahren» Shakespeare vorstellt, muss erst einmal zwingende Gründe nennen, weshalb der Schauspieler aus Stratford es nicht sein kann. Dessen Lebensstationen sind, mit Ausnahme der sogenannten «verlorenen Jahre» von 1585 bis 1592, Jahr für Jahr zuverlässig belegt. Von seinen Stücken kam zwar nur die Hälfte, zum Teil in nicht autorisierten Raubdrucken, zu seinen Lebzeiten unter seinem Namen auf den Buchmarkt, doch sieben Jahre nach seinem Tod erschien eine einbändige Gesamtausgabe, die von den beiden Schauspielern John Heminges und Henry Condell besorgt wurde und zu der berühmte Zeitgenossen wie Ben Jonson überschwängliche Gedichte zum Lob des Verfassers beisteuerten. In einer dieser Lobeshymnen wird ausdrücklich auf Shakespeares Grabmonument in Stratford verwiesen, woraus hervorgeht, dass die Herausgeber, die ja mit dem Dichter befreundet waren, an dessen Autorschaft keinen Zweifel hegten. Eindeutig von Shakespeare selber in Druck gegeben wurden nur seine beiden Versepen aus den Jahren 1593 und 1594, die er dem Grafen Southampton widmete. Hätte der Graf

wohl die Widmung akzeptiert, wenn Shakespeare nur der Strohmann eines anderen Verfassers gewesen wäre? Ob die 1609 erschienene Ausgabe seiner Sonette von ihm selber autorisiert wurde, ist nicht gesichert, aber dass die Gedichte von einem William stammen, beweisen die Sonette, in denen der Dichter mit dem Namen Will absichtsvoll spielt. Alles in allem gibt es für Shakespeares Leben und Werk mehr zuverlässig belegte Daten als für die meisten seiner schreibenden Zeitgenossen. Wer seine Autorschaft bestreitet, muss deshalb erklären können, warum er es nicht sein kann, und weshalb ein anderer sich seines Namens bediente.

Der Ausgangspunkt für den Zweifel an der Autorschaft ist das, was der oben zitierte Eintrag aus dem Gelehrten-Lexikon nahelegt: Wie konnte ein «schlecht auferzogener» Schauspieler aus der Provinz, der kein Latein sprach und nur über ein «scherzhaftes Gemüt» verfügte, so kunstvolle und gedankenreiche Werke schaffen? Abgesehen davon, dass der Zweifel akademische Arroganz ausdrückt, beruht er auf drei großen Irrtümern. Der erste ist die Unterschätzung von Shakespeares Schulbildung. In Stratford gab es eine Lateinschule, die er mit hoher Wahrscheinlichkeit besucht hat, auch wenn es dazu kein Dokument gibt. Dort, wie an allen guten Grammar Schools jener Zeit, erwarb man erheblich bessere Lateinkenntnisse als an heutigen deutschen Gymnasien. Gute Schüler, die mit 15 Jahren die Schule verließen, konnten sich auf Latein unterhalten und hatten nicht selten in lateinischen Komödien von Plautus oder Terenz mitgespielt. Da die Naturwissenschaften wenig entwickelt waren, beschränkte sich der Lehrstoff weitgehend auf das, was man klassische Bildung nennt; und da in den Schulen ganztägig unterrichtet wurde, konnte ein beträchtliches Lernpensum bewältigt werden.

Der zweite Irrtum ist die Annahme, dass nur der Besuch einer Universität Shakespeare das große Bildungswissen vermittelt haben kann, das aus seinen Werken spricht. In seinem Fall gilt eher das Gegenteil. Diejenigen seiner Konkurrenten, die ein Universitätsstudium hinter sich hatten und die schon damals als *university wits* bezeichnet wurden, waren teils durch die klassischen Vorbilder, teils durch tradierte Geschmacksnormen in Stil und Darstellungsweise viel stärker auf Konventionen fixiert als ein Autor, der sich ausschließlich an der Wirkung auf das Publikum orientierte. Im Übrigen brauchte Shakespeare keine Universität, weil er in einer Stadt lebte, die schon von seinen Zeitgenossen als

«dritte Universität Englands» bezeichnet wurde. Hier gab es nicht nur die vier bedeutendsten Rechtsschulen des Landes, sondern darüber hinaus Bildungseinrichtungen für fast alle Bereiche. Die Stadt war ein Schmelztiegel der intellektuellen Moderne, bereichert durch Immigranten vom Kontinent, die vor dem Druck der Gegenreformation und der physischen Bedrohung durch die spanische Besatzungsmacht aus den Niederlanden geflohen waren. Hier war ein freierer Austausch von Ideen möglich als an den Universitäten von Oxford und Cambridge, die unter kirchlicher Kontrolle standen. Wer glaubt, dass ein Schauspieler nicht fähig gewesen sein soll, sich selber geistig auszubilden, der sollte sich fragen, wie der schlesische Schuhmacher Jakob Böhme Gedanken niederschreiben konnte, die ihn zu einem Großen der deutschen Philosophie machten, und wie der Amsterdamer Linsenschleifer Benedictus de Spinoza eine rationalistische Philosophie entwickeln konnte, die ihn ebenbürtig neben Descartes und Leibniz stehen lässt. Dabei wäre bei diesen beiden eine akademische Schulung viel eher nötig gewesen als bei einem Dichter, dessen Kreativität auf angeborenem Genie beruht. Ein Autodidakt war auch Thomas Mann, der in seinem «anstößigen Lebenslauf» ironisch zerknirscht bekennt, nicht einmal das Abitur geschafft zu haben. Im Vergleich mit seinen Altersgenossen hatte er wahrscheinlich eine schlechtere Schulbildung als Shakespeare.

Der dritte Irrtum beruht auf der stillschweigenden Annahme, dass ein Schauspieler nur das reproduktive Medium für Texte sei, die von kreativeren Köpfen außerhalb der Bühne produziert wurden. Das entspricht der späteren Praxis, doch für Shakespeare gilt es ebenso wenig wie für die großen Dramatiker des antiken Athen. Man stelle sich einmal vor, Schiller wäre ein begabter Schauspieler gewesen und hätte damit seinen Lebensunterhalt verdient. Spricht nicht alles dafür, dass seine Stücke dann reicher, bunter und psychologisch glaubwürdiger geworden wären? Er hätte seinen Charakteren dann nicht nur die eigenen Ideen in den Mund gelegt, sondern wäre in ihre Rollen geschlüpft und hätte sie das sagen lassen, was ihrem Charakter entsprach. Genau das tat Shakespeare, und eben das zeichnet ihn vor Marlowe und den anderen aus. Als Schauspieler konnte er sich in edelmütige Helden wie in Schurken, in Weise wie in Narren, in von Vernunft geleitete Denker wie in leidenschaftliche Täter hineinversetzen, und er konnte sich sogar wie kein anderer in

Frauen einführen, die damals auf der Bühne von Knaben gespielt wurden. An dichterischer Sprachkraft stand ihm Marlowe nicht nach, doch der war kein Schauspieler, dafür aber geistig auf der Höhe der Zeit und kannte seinen Machiavelli. Deshalb spricht aus seinen Haupthelden nur der Machiavellist. Aus Shakespeares Bühnenpersonal spricht ein vielstimmiger Chor, in dem fast alle menschlichen Regungen und alte wie neue Weltsichten hörbar werden.

Im Fall des Kandidaten Oxford kommt ein vierter Irrtum hinzu, nämlich die Annahme, dass es für einen Aristokraten ehrenrührig gewesen wäre, Dramen zu schreiben, weshalb er es unter einem Pseudonym habe tun müssen. Nun weiß man zwar, dass beim Hochadel Gedichte und Versepen in Buchform höher geschätzt wurden als Dramen, die vor einem buntgemischtem Publikum aufgeführt wurden, doch dass es standeswidrig gewesen sein soll, fürs Theater zu schreiben, geht an der elisabethanischen Wirklichkeit vorbei. Die Bühnen der Zeit wurden allesamt von Truppen bespielt, die die Livree eines aristokratischen Patrons trugen, der dafür viel Geld ausgab und stolz auf seine Truppe war. Weshalb sollte sich dann ein Aristokrat geschämt haben, eigene Stücke aufführen zu lassen? Der Graf Oxford hatte es ja mit Komödien versucht. Auch der Aristokrat Fulke Greville, der spätere Lord Brooke, schrieb Stücke. Doch da er keine Bühnenerfahrung hatte, blieben es Lesedramen. Aristokratischer Standesdünkel war in England weniger ausgeprägt als auf dem Kontinent, was vor allem damit zusammenhängt, dass die jüngeren Söhne des Hochadels den Status von Bürgerlichen hatten und den Titel, wenn überhaupt, erst spät und nur durch Zufall erbten. Wenn der Graf Oxford, der sich nicht scheute, unter seinem richtigen Namen Verse von durchschnittlicher Qualität zu publizieren, das Dramenschreiben für nicht standesgemäß hielt, hätte er zumindest die beiden Versepen *Venus und Adonis* und *Die Schändung der Lucrezia*, die 1593 bzw. 1594 unter Shakespeares Namen erschienen, unter seinem eigenen herausgebracht, denn auf diese Art von Dichtung wäre damals jeder Aristokrat stolz gewesen. Stammen die beiden Werke aber von dem Schauspieler William Shakespeare, der just zu der Zeit arbeitslos war, weil die Theater wegen der Pest geschlossen waren, dann gibt es keinen Grund, an seiner geistigen Potenz zu zweifeln, denn in diesen Werken hat er außer seinem sprachlichen Genie auch noch klassische Bildung bewiesen.

Der wahre Grund des Zweifels an Shakespeare ist aber gar nicht seine vermeintlich fehlende Bildung, sondern das weit verbreitete Interesse an Verschwörungstheorien. Es scheint in der Natur des Menschen zu liegen, dass er einem Glauben mehr vertraut als wissenschaftlich gesichertem Wissen, denn das Wesen der Wissenschaft besteht darin, eine Erkenntnis immer nur unter dem Vorbehalt ihrer möglichen Falsifizierung für wahr zu halten, während ein Glaube keinen Zweifel zulässt. Hat man sich erst einmal zu ihm bekehrt, ist er durch nichts zu widerlegen. Das ist der Grund, weshalb alle Glaubenssysteme immun gegen den Zweifel sind. Wird der Glaube nur von einer kleinen Gruppe geteilt, kommt ein weiteres Moment hinzu: dann ist man ein Eingeweihter, was subjektiv als statuserhöhend erlebt wird. Immerhin haben selbst die abwegigsten Verschwörungstheorien oft positive Nebeneffekte. Was beispielsweise Kurt Kreiler und Bastian Conrad zugunsten ihres jeweiligen Favoriten ins Feld führen, mag wenig überzeugend sein, doch Anerkennung gebührt ihnen für das Verdienst, mit großem Forschungsaufwand in Nischen der elisabethanischen Gesellschaft und Kultur geleuchtet zu haben, die sonst wohl im Dunkel geblieben wären.

I SHAKESPEARES ENGLAND



Eliza Triumphans.
Kupferstich von William Roger
(1589)

Verspätete Renaissance

In Literaturgeschichten wird die Shakespearezeit gewöhnlich als englische Renaissance bezeichnet. Das scheint dem kontinentalen Gebrauch dieser Epochenbezeichnung zu widersprechen, denn in Italien, dem Mutterland des *rinascimento*, war es das 15. Jahrhundert, das als *quattrocento* zum Inbegriff dieser «Wiedergeburt» der antiken Kultur aus dem Geist des neuzeitlichen Humanismus wurde. Als das Ende der italienischen Renaissance gilt allgemein das Jahr 1527, in dem die kaiserlichen Truppen Rom plünderten. Die Stilepoche nach diesem *sacco di Roma* wird in Kunstgeschichten meist als Manierismus bezeichnet. Insofern wäre die Shakespearezeit aus kontinentaleuropäischer Sicht eher dem Manierismus und in den letzten Jahren sogar dem frühen Barock zuzuordnen. Die Bezeichnung Renaissance ist dennoch berechtigt, denn auch England erlebte eine kulturelle Wiedergeburt, allerdings mit Verspätung: Das *quattrocento* hatte es bis zum Jahr 1453 mit der zweiten Hälfte des Hundertjährigen Kriegs gegen Frankreich verbracht. Nach nur zwei Friedensjahren folgten die 30 Jahre währenden Rosenkriege, in denen die beiden Zweige aus dem Königshaus der Plantagenets – das Haus Lancaster mit der roten Rose und das Haus York mit der weißen im Wappen – einen blutigen Kampf um die Thronfolge führten. Anders als beim Hundertjährigen Krieg wurden diese Kämpfe auf englischem Boden ausgetragen, was zum wirtschaftlichen Ausbluten des Landes und zu einer Dezimierung des Hochadels führte. Der letzte Plantagenet, Richard III. aus dem Haus York, der den Thron gewaltsam usurpiert hatte, wurde 1485 in der Schlacht von Bosworth von Henry Richmond aus dem Haus Tudor besiegt, der als Heinrich VII. den englischen Thron bestieg.

Dieser Sieg markiert den Beginn der englischen Renaissance, in deren Verlauf das Land drei Aufgaben zu bewältigen hatte. Politisch musste

die neue Dynastie, die ihren Thronanspruch nur über eine weibliche Linie geltend machen konnte, ihre Legitimität sichern. Ökonomisch ging es um die Wiederbelebung der Wirtschaft, und kulturell musste ein Rückstand von fast hundert Jahren aufgeholt werden. Doch politisch und gesellschaftlich war England dem Kontinent weit voraus; denn es befand sich bereits auf dem Weg zu einer horizontaleren Ordnung, in der die Mittelschicht zunehmendes Gewicht erlangte.

Die mittelalterliche Feudalgesellschaft war im Weltlichen wie im Kirchlichen streng hierarchisch geordnet und blieb es auf dem Kontinent, wo der Feudalismus in den Absolutismus überging, noch für lange Zeit. In England aber hatte das vertikale System in der Mitte des 14. Jahrhunderts einen Schlag bekommen, der eine unaufhaltsame Horizontalisierung einleitete. Der Auslöser war die große Pest der Jahre 1348/49. Diese Epidemie hatte über ein Drittel der Bevölkerung hinweggerafft und ganze Teile des Landes entvölkert. Das hatte weitreichende Folgen. Als erstes entspannte sich die bis dahin prekäre Ernährungslage. Die sinkende Nachfrage nach Brotgetreide bewirkte, dass früheres Ackerland in Schafweide umgewandelt und damit die Wollproduktion mit den nachgeordneten Gewerbezweigen angekurbelt wurde. Zugleich entspannte sich auch der Arbeitsmarkt, denn die Fronarbeit der Leibeigenen war nun für die Grundherren nicht mehr so wichtig. Es war ökonomischer, je nach Bedarf Tagelöhner einzustellen. Damit begann sich das alte System der Grundherrschaft aufzulösen. Aus Leibeigenen wurden freie Pächter, Tagelöhner und Arbeiter in kleinen Manufakturen, eine Entwicklung, die auf dem Kontinent erst im 19. Jahrhundert zum Abschluss kam.

Die Auflösung der Feudalordnung, die sich als gesellschaftliches Phänomen in dem von Wat Tyler angeführten Bauernaufstand von 1381 ankündigte, fand ihre ideologische Entsprechung in der um die gleiche Zeit von Wiclif ausgehenden religiösen Reformbewegung. Wiclifs Anhänger, die sogenannten Lollarden, waren eine Hefe, die in England ein Jahrhundert vor Luther den Boden für die Reformation bereitete. Allerdings bewirkten sie zunächst das Gegenteil, denn als Unruhestifter wurden sie lange Zeit verfolgt und dienten der Legitimation von harten Repressionsmaßnahmen. Auch wenn sie wegen dieser Unterdrückung so gut wie nichts zur späteren Reformation beitrugen, sind sie ein Symptom für

den beschriebenen Horizontalisierungsschub. Einer von Wiclifs Anhängern wurde unter anderem Namen durch Shakespeare unsterblich. Es ist Sir John Oldcastle, das historische Vorbild für Falstaff, der bis zur Reformation als Staatsfeind galt und dann als erster Märtyrer der Reformation angesehen wurde. Während Wiclifs Reformanstoß in England erst einmal zum Stillstand kam, sorgte ein Zufall dafür, dass der Bazillus auf den Kontinent übersprang. Als nämlich 1294 Anna von Böhmen, die Gemahlin Richards II., starb, kehrte der Tross böhmischer Geistlicher, der mit ihr nach England gekommen war, in die Heimat zurück und trug dort mit Wiclifs Ideen zu einer Bewegung bei, die in Jan Hus ihren Anführer fand.

Bis zur Entdeckung Amerikas war England ein Staat an der Peripherie Europas. Zur See dominierte die deutsche Hanse, und zu Lande war England zu weit entfernt von den europäischen Handelszentren, als dass es mit der aufblühenden Stadtkultur des Kontinents hätte Schritt halten können. Auch kulturell hatte es ein Handicap wettzumachen, denn nach der normannischen Eroberung hatte es für gut ein Jahrhundert seine Sprache verloren und musste sich eine neue durch die Verschmelzung des Angelsächsischen mit dem Französischen schaffen. Das alles, zusammen mit den genannten politischen Ereignissen, erklärt Englands Rückstand. Auf der anderen Seite war die Insel aber auch weit entfernt von Rom, so dass sich hier das aufklärerische Denken viel früher von der kirchlichen Bevormundung emanzipieren konnte. Zudem war England seit der normannischen Eroberung von 1066 dank der klugen Realpolitik Wilhelms des Eroberers ein Zentralstaat; und dank der ebenso weitsichtigen Politik Eduards I. hatte es seit 1295 ein Parlament, in dem bereits alle Stände – Hochadel, Klerus, niederer Adel und Städte – repräsentiert waren. Das wiederum erklärt, wie schnell die Briten den Rückstand aufholten und unter Elisabeth I. zum Sprung an die Spitze ansetzten.

Aufstieg der Gentry

Die Rosenkriege hatten den Hochadel so stark dezimiert, dass im ersten Parlament Heinrichs VII. von den 53 Peers, die zu Beginn der Kriege im Oberhaus saßen, nur noch 18 übrig waren. Das ebnete den Weg für den Aufstieg des Unterhauses. Es ist eine Besonderheit der Geschichte Englands, dass sich der als Gentry bezeichnete niedere Adel und die Vertreter der Städte schon früh zu einer Interessenallianz zusammengeschlossen hatten. Bereits im *model parliament* von 1295, das Eduard I. einberief, waren beide Gruppen vertreten. Im Verlauf des 14. Jahrhunderts wurde es Brauch, dass sie sich in einem eigenen Haus, dem *house of commons*, trafen. Hier repräsentierten Mitglieder der Gentry als Abgesandte der Grafschaften die Fläche, während die Vertreter der Städte das ökonomische Gewicht der reichen Bürger einbrachten. In den ersten Jahrhunderten, in denen England noch ein ausgeprägtes Agrarland war, hatten die Vertreter der Grafschaften das Sagen. Doch mit zunehmender Bedeutung von Handel und Gewerbe stieg auch das politische Gewicht der Städte, die sich anfangs noch oft durch Angehörige des niederen Adels vertreten ließen, denn Mitglieder des Parlaments erhielten keine Diäten, so dass es für Kaufleute ökonomisch von Nachteil war, ihre Arbeitszeit in die Politik zu investieren, wohingegen die Landadligen ohne eigene Arbeit von den Pachterträgen ihrer Ländereien lebten.

Welche Bedeutung das Unterhaus unter Elisabeth erlangt hatte, lässt sich daran ablesen, dass die Königin ihre wichtigsten Berater nicht aus dem Hochadel, sondern aus der Gentry holte. Unter ihrem Vater Heinrich VIII. hatte sich der aus einfachen Verhältnissen zum Ersten Sekretär des Staates aufgestiegene Thomas Cromwell noch den Hass des Hochadels zugezogen, was seinen Sturz mit anschließender Exekution zur Folge hatte. Demgegenüber hatte der aus der Gentry stammende



Elisabeth in ihrem Parlament.
Zeitgenössischer Stich
(Ausschnitt)

William Cecil, Elisabeths engster Berater und vierzig Jahre lang ihr informeller Regierungschef, trotz zeitweiliger Anfeindungen einen gesicherten Stand. Er wurde 1571 als Lord Burghley in den Adelsstand erhoben und blieb bis zu seinem Tod im Amt, das 1598 auf seinen zweiten Sohn Robert überging, den Jakob I. 1605 zum Viscount Salisbury adelte. Auch Elisabeths zweiter Staats-



William Cecil. Porträt von oder nach Arnold van Brounckhorst (ca. 1560–1570)

sekretär, Sir Francis Walsingham, der als Organisator eines gut funktionierenden Geheimdienstes große Macht hatte, kam aus der Gentry, ebenso Christopher Hatton, der in den kritischen Jahren 1587 bis 1591, in denen mit der Hinrichtung Maria Stuarts und dem Angriff der Spanischen Armada viel auf dem Spiel stand, das Amt des Lordkanzlers innehatte. Weitere einflussreiche Vertreter des niederen Adels waren Sir Thomas Gresham, der Gründer der Royal Exchange und zeitweilig der heimliche Finanzminister des Landes, sowie zwei der drei Hauptverantwortlichen für den Sieg über die Armada, Sir John Hawkins und Sir Francis Drake, die nur noch den aus dem Hochadel stammenden Admiral Charles Howard, Graf Nottingham, über sich hatten.

Elisabeth ließ den niederen Adel zwar deutlich spüren, dass er unter ihr stand und dass sie nur mit Hochadligen auf Augenhöhe verkehrte, doch sie benutzte ihn geschickt als Gegengewicht zu den mächtigen Lords. Im Übrigen war sie aber bestrebt, möglichst ohne Parlament auszukommen. In ihren 45 Regierungsjahren berief sie es nur 13mal ein, und

die gesamte Sitzungsdauer aller 13 Parlamente belief sich auf weniger als zweieinhalb Jahre. Dennoch gewann unter ihr das Unterhaus die politische Initiative. Wenn es um Steuererhebungen ging, war die Krone auf die Zustimmung der Commons angewiesen; und in Rechtsfragen machte sich das Unterhaus zum Sachwalter des Common Law gegenüber dem Billigkeitsrecht (*equity*), das im Namen der Krone vom Lordkanzler ausgeübt wurde. Für Kontinentaleuropäer ist diese Konkurrenz zweier Rechtssysteme schwer zu verstehen. Sie hatte sich schon im Hochmittelalter ausgebildet und wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufgehoben, als Common Law und Equity ohne inhaltliche Änderungen unter einem gemeinsamen Dach vereint wurden. Hier mag die Feststellung genügen, dass das Parlament in dem ungeschriebenen Gewohnheitsrecht des Common Law die Interessen des Volkes vertreten sah, während das am Römischen Recht und dem Kirchenrecht orientierte Billigkeitsrecht des königlichen Kanzleigerichtshofs vom Lordkanzler abhing, der der Krone direkt unterstand. Der Jurist John Selden (1584–1654) prägte den vielzitierten Satz, dass das Maß für ein Billigkeitssurteil «die Fußlänge des Lordkanzlers» sei.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de